



TRACIE FRANK MAYER

EINEN HERZSCHLAG ENTFERNT

Die Geschichte einer Mutter,
die für das Leben
ihres Sohnes kämpfte

Weltbild

Einen Herzschlag entfernt

Tracie Frank Mayer

Einen Herzschlag entfernt

Die Geschichte einer Mutter,
die für das Leben ihres Sohnes kämpfte

Aus dem amerikanischen Englisch
von Pascale Mayer

Weltbild

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg
Copyright © der deutschen Ausgabe 2017 by SCM Verlagsgruppe GmbH,
Max-Eyth-Str. 41, 71088 Holzgerlingen
Originally published in English under the title: Incompatible with Nature
Übersetzung: Pascale Mayer
Bildteil: Privatbilder der Autorin, © Tracie Frank Mayer
Covergestaltung: Atelier Seidel, Teising
Covermotiv: istockphoto/Kkolosov
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
978-3-8289-5859-3

2019 2018

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:
www.weltbild.de

Für Marc

*»Niemand, nicht einmal ein Dichter, hat jemals erfasst,
wie viel das Herz ertragen kann.«*

Zelda Fitzgerald

Inhalt

Vorwort	9
Etwas stimmt nicht	13
Nur eine Untersuchung	23
Todesgefahr	33
Wider die Natur	51
Der Kampf beginnt	61
Erbstücke	75
Hart im Nehmen	83
Ein paar liebe Worte	93
Gib niemals auf!	99
Aussichtslos	117
Die Operation	125
Das Leben ist wundervoll	133
Stabil bleiben	143
Sorgen und Kummer	153
Überwunden?	171
Über den Schatten springen	187
Probieren geht über Studieren	195
Sch wie	203
Wir müssen es ihm sagen	223
Für immer und ewig	227
Vertraue deinem Körper	235
Schulkind	243
Alltag im Krankenhaus	251
Hänschenklein	259
Einen Herzschlag entfernt	269

Hoffnung und Verzweiflung	281
In Boston	297
Aladdin	303
Paradies	309
Chaos korrigiert	323
Komplikationen	333
Rennen.	347
Epilog	353
Danke	361
Die Nachwirkung.	365

Vorwort

Von Dr. med. Michael D. Freed

Während einige wichtige Organe im menschlichen Körper paarweise existieren, wie zum Beispiel Lungen und Nieren, gibt es von anderen nur ein einzelnes Exemplar, wie zum Beispiel den Magen, die Leber oder das Gehirn. Das Herz ist ein weiteres Einzelstück, und auch seine Anatomie ist einzigartig. Es besteht aus zwei durch die Herzscheidewand voneinander getrennten, im gleichen Takt schlagenden Pumpen. Zusammen bilden die beiden Hälften, jede mit ihrer eigenen Aufgabe, eine Einheit mit einer perfekt aufeinander abgestimmten Arbeitsweise. Es gibt *zwei* Vorhöfe (Atrien), *zwei* Herzkammern (Ventrikel) und *zwei* große Blutgefäße: Von der linken Herzkammer geht die Aorta ab und von der rechten die Lungenarterie. In der Lunge nimmt das Blut Sauerstoff auf und transportiert ihn in den linken Vorhof des Herzens. Von dort gelangt das Blut in die linke Herzkammer und wird weiter durch die Aorta in die Arterien gepumpt. Die Arterien befördern das sauerstoffreiche Blut in die Organe und von dort weiter durch feinste Kapillaren in die Zellen. Sauerstoff, Nährstoffe und Hormone werden vom Blut an die Zellen abgegeben. Kohlendioxid und andere Abbauprodukte unseres Stoffwechsels werden vom Blut aufgenommen. Über die Venen gelangt das sauerstoffarme Blut zurück ins Herz. Über den rechten Vorhof wird es in die rechte Herzkammer transportiert und in die Lunge weitergeleitet, wo es

Kohlendioxid abgibt, Sauerstoff aufnimmt, und der ganze Kreislauf von vorne beginnt.

Während sich das Herz in der Gebärmutter bei 99 Prozent der Fälle völlig normal entwickelt, kommt es bei einem Prozent zu Problemen. Diese Komplikationen betreffen üblicherweise eine der vier Herzklappen, ein Loch in der Herzscheidewand zwischen den beiden Vorhöfen, ein Loch in der Trennwand zwischen den beiden Herzkammern, eine fehlerhafte Anbindung der Aorta und Lungenarterie an die Herzkammern oder eine Kombination von Schäden. Während wir einige Probleme auf bekannte Abnormitäten in den Chromosomen oder Genen zurückführen können, sind uns die Ursachen der meisten Defekte noch immer unbekannt.

Eher selten, vielleicht in einem von einhunderttausend Fällen, besteht das Problem darin, dass es nur *ein* Atrium, *ein* Ventrikel oder *ein* vom Herzen abgehendes Blutgefäß gibt. Durch eine gestörte Drehung der Ausflussbahn des Herzens in der Embryonalentwicklung kann es auch zu einer Verlagerung der Organe im Brust- und Bauchraum kommen. Diesen Defekt nennt man »Heterotaxie«.

In Marcs Fall bestand die Heterotaxie darin, dass alle zum Herzen zurückführenden systemischen Venen durch ein einziges gemeinsames Atrium gelangten, es nur ein einziges großes Ventrikel gab und ein einziges vom Herzen abführendes Blutgefäß, die Aorta. Die Lungenarterie, also die Schlagader, die normalerweise Blut vom Herzen zur Lunge transportiert, war bei Marc nicht mit dem Herzen verbunden. Bis in die 1970er-Jahre hinein bedeuteten solche Defekte den sicheren Tod für das Baby. Er trat normalerweise in den ersten Wochen oder Monaten ein.

1944 entwickelten der Chirurg Alfred Blalock und die Kinderärztin Helen Taussig in den USA ein Operationsverfahren, bei dem ein Ast der Unterschlüsselbeinarterie oder der gemeinsamen Halsschlagader abgetrennt und mit der Lungenarterie verbunden wurde. Durch diese künstlich angelegte Umleitung floss mehr Blut durch das Lungengewebe. Diese Prozedur war jedoch kompliziert und wurde im Falle einer Heterotaxie ohne eine weitere Korrekturoperation für nutzlos befunden.

1971 entwickelte der französische Herzchirurg Francis Fontan in Bordeaux eine neue Operationsmethode, um bei Herzfehlern mit nur einer Hauptkammer das sauerstoffarme vom sauerstoffreichen Blut zu trennen. Dabei wurden die rechte Vorkammer oder die beiden großen Körperven direkt mit der Lungenarterie verbunden. Mit einigen Änderungen über die letzten fünfundvierzig Jahre hinweg ist die Fontan-Operation die Methode, die heute bei entsprechenden Herzfehlern angewandt wird. Sie wurde auch bei Marc durchgeführt. Der Eingriff bedeutet zwar keine Heilung, ist aber eine wirkungsvolle Palliativoperation, die dem Patienten eine Verbesserung seiner Situation verschafft. Dadurch wird Zehntausenden von Kindern auf der ganzen Welt ein nahezu normales Leben ermöglicht.

1



Etwas stimmt nicht

Marc war relativ ruhig. Er lag auf der harten, glatten Oberfläche des Untersuchungstisches. Die beiden Druckknöpfe seines Unterhemdchens waren gelöst worden, um sein weiches Bäuchlein und seine winzige Brust zu entblößen. Ich war dankbar, dass es warm in dem kleinen Behandlungszimmer war. Ich hatte einen Stuhl so nah wie möglich an den Tisch geschoben und saß auf der Stuhlkante, um mich über Marc beugen zu können. Zärtlich streichelte ich seinen Kopf, sein Gesicht, seinen linken Arm und sein linkes Bein, da die linke Seite seines Körpers mir zugewandt war. Ich hätte seinen ganzen Körper mit Küssen übersät, wenn ich es gekonnt hätte, ohne dabei die Untersuchung zu stören. Ich flüsterte ihm zu, wie sehr ich ihn liebte, wollte ihn trösten und beruhigen.

»Alles ist gut, mein Süßer. Ja, du bist Mamas allerliebstes Schätzchen. Du bist so ein tapferer kleiner Junge. Mama und Papa haben dich so lieb. Alles ist gut.«

Seine drolligen Babylaute flatterten wie bunte Schmetterlinge durch den Raum. Dann und wann wackelte er mit seinen Beinchen und stieß sie kräftig in die Luft. Ich streichelte, küsste und knuddelte ihn, vollends verzaubert von diesem kleinen Wesen. Wie ich ihn so vor mir liegen sah, überkam mich ein unbändiges Glücksgefühl: *Ich kann nicht glauben,*

dass das mein Baby ist. Ich liebe ihn so sehr, es ist kaum auszuhalten!

Mein Herz und meine Seele brannten vor Hingabe zu ihm. Wenn er sein Köpfchen drehte und aufmerksam um sich sah, hätte ich schwören können, dass er die Welt um sich herum ganz genau, ganz bewusst prüfte und das seltsame Ding, das da im Zickzack über seine Babybrust strich, mit einiger Neugierde wahrnahm. Dreizehn Tage war Marc alt. Ich fragte mich, wie groß seine Gedanken waren.

Seine Mandelaugen weiteten sich, wenn er den Kopf in Richtung meiner Stimme drehte. Sein kleiner Rosenknospenmund öffnete sich und suchte nach meinem Zeigefinger, mit dem ich seine Wange lieb kostete. Dreizehn Tage kannten wir uns nun und sein ausgeprägter Sauginstinkt war mir wohlvertraut. Dabei hatte ich ein Bild von Marc in meiner zwölften Schwangerschaftswoche vor Augen: eine Ultraschallaufnahme, die ihn zeigt, wie er in mir schwebt, auf den Rücken gedreht, die Beinchen nach oben gereckt, an seinem Daumen nuckelnd.

Bereits vor Marcs Geburt hatte ich entschieden, dass ich ihm keinen Schnuller geben würde. Ich wollte keinen Zauberstab, der Marcs Schreie verstummen lassen sollte, kein Wundermittel für Zufriedenheit. Ich war doch für ihn da. Warum in aller Welt sollte er einen Schnuller brauchen? Mein kleiner Finger, allseits bereit, war in Position, leicht gebogen. Daran konnte er wunderbar nuckeln. Ich wusste, dass er noch nicht hungrig war, und ich war sicher, dass diese natürliche Art der Beruhigung jedwedem Unbehagen mildern würde. Was für ein Glücksgefühl: Ich war Mutter. Ich konnte Bedürfnisse erfüllen. Ich war überwältigt von der Liebe, die

meinen Körper durchflutete. Und mit der Liebe kam die Sehnsucht, meinen Sohn nicht nur zu ernähren, zu versorgen, zu beschützen; nein, ich wollte alles für ihn sein.

Obwohl Babys und ihre Bedürfnisse komplettes Neuland für mich waren, spürte ich nicht die geringste Nervosität. Im Gegenteil: Mutter zu sein fühlte sich an wie das Natürlichste der Welt. Abgesehen von der Tatsache, dass Gott mich mit einem Kind gesegnet hatte, verstand ich die übergroße Freude, die mich überkam, wenn mein Baby satt, glücklich und zufrieden war, als ein Geschenk des Himmels. Ist es nicht seltsam, was wir in den verschiedenen Phasen unseres Lebens als befriedigend empfinden?

Von dem Moment an, als der Professor Marcs Unterhemdchen aufgeknöpft, das kalte Gel auf seinen kleinen Bauch geschmiert und die Ultraschallsonde vorsichtig in der glitschigen Masse hin und her bewegt hatte, war Marc ruhig geblieben. Er hatte nicht aufgemuckt, sich weder beschwert noch gewehrt. Und er hatte nicht geweint. Er faszinierte mich.

Helmut, mein Mann, saß zu meiner Linken, seine Hand auf meinem Knie. Manchmal bewegte er leicht seine Finger. Seine Berührung beruhigte mich, so wie meine Berührung ihn beruhigte und wie sie sicherlich auch Marc beruhigte. Die Hand meines Mannes auf mir, meine Hand auf unserem Sohn – eine Körperkontaktkette, deren Glieder durch Liebe miteinander verbunden waren.

Wir schauten aufmerksam zu, wie der Professor die Ultraschallsonde langsam umhergleiten ließ, wie sie den Nacken unseres Sohnes rechts und links hinauf und wieder hinunter schlich, wie sie sich den Weg über seine Brust bahnte, erst auf der linken Seite innehielt, dann auf der rechten, wie sie sich

anschließend seinen Bauch entlangtastete, pausierte und wieder hoch zu seiner Brust fuhr. Links, rechts. Rauf, runter. Vor, zurück. Seite zu Seite. Langsam.

Die von der Ultraschallsonde produzierten Bilder, die sich auf dem Monitor bewegten, sagten uns nichts. Wir verstanden nur Bahnhof. Helmut umschloss meine linke Hand, die zu einer Faust verkrampft war, mit seiner rechten und zog sie zu sich. Auf seinem Schoß verweilten unsere Hände für einen Moment, bewegungslos und gespannt. Ich weiß nicht, ob ich meinen Puls klopfen spürte oder seinen. Irgendwann merkte ich, wie Helmut meine klammen Finger auseinanderfaltete, um meine Hand zu öffnen und sie mit der Innenfläche nach unten flach auf sein Hosenbein zu legen. Er drückte sie kurz und kräftig, dann tätschelte er sie zweimal, bevor er seine Hand auf meiner ruhen ließ.

Das Drücken und Tätscheln bedeutete, dass, selbst wenn er seine Hand wegzöge, ich meine ruhig liegen lassen sollte. Obwohl ich kein Deutsch konnte und Helmut sich mit Englisch abmühte, hatten wir unsere eigene Sprache. Eine bestimmte Berührung, ein Blick oder eine Bewegung sprachen Bände. Und nur wir verstanden einander. Ich betrachtete sein Gesicht von der Seite. Sofort wusste ich, dass auch er sehr angespannt war.

Vor unserer Hochzeit vor sechs Monaten – damals lebten wir noch auf zwei verschiedenen Kontinenten – hatte der bloße Gedanke an ihn meinen Puls beschleunigen lassen. Vor meinem geistigen Auge sah ich seine Augen und seinen Mund, ja, sein ganzes Wesen lächeln. Immer. Aber jetzt schienen seine Lippen nur ein schmaler Einschnitt in einem starren, ernüchterten Gesicht zu sein. Sein Kiefer schob sich hin und her,

als würde er mit den Zähnen knirschen. Zähne zusammenbeißen. Locker lassen. Zähne zusammenbeißen. Locker lassen. So hatte ich ihn noch nie gesehen, und es gefiel mir nicht. Ich rutschte auf meinem Stuhl hin und her. Warum dauerte das hier so lange?

Erwartungsvoll sah ich den Professor an. Zum Greifen nah saß er mir direkt gegenüber, auf der anderen Seite des Untersuchungstisches.

»Ist das Ihr erstes Baby? Was hat Sie denn von Amerika den ganzen Weg nach Deutschland verschlagen? Oh, verstehe! Na, das nenn ich mal wahre Liebe. Und seit wann leben Sie jetzt schon hier? Aha ... na ja, ich spreche ein kleines bisschen Englisch, aber Deutsch ist mir natürlich lieber ... Unterscheidet sich das Leben in Deutschland sehr vom Leben in Amerika? Aus welcher Stadt kommen Sie denn eigentlich? Heute ist wirklich ein schöner Tag, finden Sie nicht auch? Machen Sie sich keine Sorgen. Die Untersuchung tut Ihrem Kleinen nicht weh.«

Dieses nette Geplauder fand nur in meinem Kopf statt. Sein kantiges Profil blieb starr, wie in Stein gemeißelt. Nicht der geringste Laut kam ihm über die Lippen. Nicht einmal ein »Kuckuck« für unseren Sohn. Der Professor wirkte zu abgebrüht, um sich zu räuspern. Er zog sein Ding durch und navigierte beharrlich die Ultraschallsonde umher. Seine Augen wandte er nur kurz vom Monitor ab, um die Position seiner Hand zu überprüfen. Ansonsten blieb sein Blick auf den Bildschirm fixiert.

Am liebsten hätte ich mich über den Tisch gelehnt, meine Hand nach ihm ausgestreckt, ihm an die Schulter gestupst und gefragt: »Herr Doktor, wonach genau halten Sie eigent-

lich Ausschau? Wie oft haben Sie so eine Untersuchung schon gemacht? Warum dauert das so lange? Kann uns mal jemand sagen – irgendjemand –, weshalb wir überhaupt hier sind? Werden alle deutschen Babys so untersucht? Ist das weltweit die gleiche Prozedur? Sind Sie jetzt fertig? Was bedeutet der kleine Punkt, der da auf dem Bildschirm rumspringt?«

Aber ich traute mich nicht. Er hatte eine undurchlässige Aura. Unzugänglich. Distanziert. Ein Granitbrocken. Vielleicht war es sein Titel, der mich abschreckte. Vielleicht sollte man Professoren nicht ansprechen, bevor sie einen ansprechen. Vielleicht war es sein blendend weißer Doktorkittel. Plötzlich machte ich mir so meine Gedanken über korrekte Umgangsformen zwischen Ärzten und Patienten. Gab es dafür eine Knigge-Regel? Wie lief das? Sollte ich mit meinen Fragen bis nach der Untersuchung warten? Wäre es unhöflich, mittendrin nach Erklärungen zu fragen? Würde ihn das stören? Ihn reizen? Ärgern? Und dann war da ja noch die Sprachbarriere. Ich wusste nicht, ob er Englisch verstand. Und wenn nicht, dann war es das »Hab ich ihn verstanden? Hat sie mich verstanden? Hab ich sie verstanden? Hat er mich verstanden?« nicht wert, weil abgehacktes Englisch und fragmentiertes Deutsch eher zu Kopfschmerzen als gegenseitigem Verständnis führen würden. Ich hatte keine Lust auf Deutsch-Akrobatik. Stattdessen sagte ich mir: *Lass ihn weiter sein Ding machen. Lange kann's ja nicht mehr dauern. Er wird dir sowieso sagen, dass alles okay ist. Also lass ihn in Ruhe. Dann wird er schneller fertig, wir können endlich zusammenpacken und kommen hier raus.*

Er redete mir kein einziges Mal gut zu, sagte mir nicht,

dass ich mich entspannen könne. Also tat ich es auch nicht. Ich konnte nicht. Im Hinterkopf schwirrte permanent der Gedanke umher, dass jemand ja nicht grundlos ins Krankenhaus überwiesen wird. Aber leider hatte ich keine Ahnung, weshalb wir hierhergeschickt worden waren. Ich war mir ganz sicher, dass mit unserem Baby alles in Ordnung war. Also, was war los? Gab es denn keine Kissen für diese unbequemen Stühle?

Dreißig Minuten waren vergangen. Eine Ewigkeit. Niemand hatte ein Wort gesagt, und ich wurde dieser Sache mehr und mehr überdrüssig. Abgesehen von Marcs süßen Babylauten und meinem Mama-Geflüster lag eine unheimliche Stille über dem Raum, die keinen Hinweis auf den Vulkanausbruch gab, der kurz bevorstand. Der Professor bewegte noch immer die Ultraschallsonde.

Dann, endlich, ohne seine Augen vom Bildschirm abzuwenden, brach er sein Schweigen und sagte in dieser Sprache, die für meine Ohren immer noch sehr hart klang: »Was ich sehe, ist leider nicht gut.«

Helmut schlug die Hände vor dem Kopf zusammen. Sein Gesicht war schmerzverzerrt, als er einen verzweiferten Seufzer ausstieß und auf seinem Stuhl regelrecht zusammenfiel. Ich richtete mich stocksteif auf. Ein unbeschreibliches Gefühl von Angst packte mich mit solcher Wucht, dass es mir fast den Atem verschlug. Blindlings krallte ich mich mit einer Hand in Helmut's Jackenärmel, während ich mich mit der anderen an Marc festklammerte. Ich brachte nur ein Flüstern hervor. Meine Stimme war so rau, als hätte etwas meine Stimmbänder versengt.

»Was hat er gesagt, Helmut?«

Obwohl er nur kurz zögerte, schien eine Ewigkeit zu vergehen, bevor er mir antwortete. Von dort, wo er saß, konnte er das Gesicht des Professors nicht wirklich sehen. Ich aber. Ich musste mich nur etwas nach rechts lehnen und meinen Hals strecken, um über Helmut's Schulter zu sehen. Das Gesicht des Professors befand sich in stabilem Gleichgewicht. Es war nur ein Moment. Vielleicht wartete Helmut darauf, dass der Professor sagen würde, er habe sich geirrt und wir könnten wieder aufatmen. Vielleicht traute Helmut einfach nicht seinen Ohren oder er dachte, er hätte den Professor missverstanden. Der Professor bewegte die Ultraschallsonde weiter.

Die Stuhlbeine kratzten auf dem Boden, als ich aufsprang. Ich ließ Helmut's Arm los und packte ihn an der Schulter. Die Kette zwischen meinem Mann, mir und meinem Sohn durfte nicht reißen. Panik befiel mich, und ich versuchte, die blendenden Lichtblitze wegzublinzeln, die meine Sicht verzerrten. Die Wände um mich herum rückten näher. Ich musste Ruhe bewahren. Es gab eine Erklärung. Alles würde sich aufklären. Ich war gefangen in diesem plötzlichen Anflug von brennendem Terror, der mir die Eingeweide herauszureißen schien und mich kraftlos machte. Selbst wenn ich es gewollt hätte: Ich konnte einfach nicht schreien. Kalter Schweiß unter meinen Achseln. Das Ende meiner Welt nahte, und ich konnte nichts dagegen tun. Ich war wehrlos gegen das »Was ich sehe, ist leider nicht gut«, das in meinen Ohren widerhallte.

Ich konnte die Worte nicht verstehen, aber Helmut's Reaktion brachte mich aus dem Gleichgewicht. Ich war vor Angst von Sinnen. Ich konnte mich hören, wie ich zu atmen ver-

suchte. Fast zerriss ich den Ärmel seiner Lederjacke. Bei dem Versuch, mich zu beherrschen, brach meine Stimme.

»Was hat er gesagt, Helmut?« Ich spürte, wie der Professor mich ansah.

»Spricht Ihre Frau Deutsch?«

Helmut schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er.

Seine linke Hand stützte seinen Kopf, sein Ellbogen stützte sich auf den Untersuchungstisch. Mit seiner freien Hand griff er nach meiner. Er drehte sich um, sah zu mir auf, und ich konnte sehen, wie Tränen seine Augen füllten. Er zuckte zusammen, bevor er zu sprechen begann, und als er endlich anhub, klang seine Stimme, als gehörte sie einem anderen.

»Something's wrong«, flüsterte er. »Etwas stimmt nicht.«



Nur eine Untersuchung

Wir waren pünktlich zu unserem Elf-Uhr-Termin in der Abteilung für Kinderkardiologie der Uniklinik Köln angekommen. Es war Donnerstag, der 13. Dezember 1984.

Die Glasschiebetüren am Haupteingang zum Herzzentrum öffneten sich automatisch, als wir uns auf sie zubewegten. Helmut führte uns zu einem Schild, auf dem »Anmeldung« stand. Als wir vor dem Glasfenster standen, grüßte er die Dame dahinter, griff in seine Brusttasche und zog einen Brief heraus, den wir vom Evangelischen Krankenhaus Köln-Weyertal bekommen hatten, wo unser Sohn die Schwelle von meinem Becken in meine Arme überschritten hatte. Die Dame betrachtete das Dokument und erklärte uns, wo wir hinmussten.

Helmut hielt eine Seite von Marcs Babytragetasche, ich hielt die andere, und so stiegen wir gemeinsam die Treppe in den ersten Stock hinauf. Von dem Moment an, als wir uns ineinander verloren hatten, war unser Rhythmus derselbe gewesen. Immer synchron. Selbst als wir diese Treppe hinaufstiegen, nahmen unsere Füße jede Stufe in absolutem Gleichklang. Rechts, links, rechts, links, rechts, links. Als wir oben angekommen waren, sahen wir bereits die Tür, auf der in großen schwarzen Blockbuchstaben »Kinderkardiologie« stand. Helmut drückte sie auf, und dahinter befand sich ein gut aus-

geleuchtetes Wartezimmer. Er übergab mir seine Schlaufe der Tragetasche.

»Setz dich, Schatz. Ich sage Bescheid, dass wir hier sind.«

Weil ich kein Deutsch konnte, wollte ich lieber von niemandem angesprochen werden. Also suchte ich mir ein ruhiges, unbesetztes Eckchen im Wartezimmer. Ich küsste Marc und wiegte ihn sanft in meinen Armen. Um ihn vor Zugluft zu schützen, die sich ihren Weg vielleicht in dieses Zimmer bahnen könnte, nahm ich die regenbogenfarbene Decke, die Tante Audrey gehäkelt hatte, aus der Tragetasche und drapierte sie über Marcs Beine. Die Decke war dünn und leicht und gleichzeitig leistete sie genau das rechte Maß an Schutz und Wärme. Ihre farbenfrohe Heiterkeit stand in krassem Gegensatz zu der gedrückten Stimmung, die im Wartezimmer herrschte. Unbehagen umhüllte mich. Was in aller Welt sollten wir hier? Langsam kroch der beißende Geruch von Chemikalien in meine Nase. Ich malte mir aus, was es sein könnte: eine ziemlich verwirrende Mischung aus Desinfektionsmittel, Butterbrötchen, Kaffee, Reinigungsalkohol und sterilen Nadeln. Ein Angst einflößender Geruch – und doch irgendwie passend für diesen Ort.

Obwohl vereinzelt selbst gemalte Kinderbilder an den weißen Wänden hingen, fühlte es sich überhaupt nicht nach einem kinderfreundlichen Ort an. Postergroße Ankündigungen von bevorstehenden Veranstaltungen im Krankenhaus schmückten das Zimmer. Jedes Mal, wenn ich einatmete, wallte etwas in meinem Magen auf. Außer der Erholungsphase nach Marcs Geburt hatte ich noch nie in meinem Leben Zeit in einem Krankenhaus verbracht. Ich hatte absolut keine Ahnung, was mich hier erwarten würde.

Helmut kam zurück, schloss die Tür hinter sich und kam auf uns zu. Gott sei Dank. »Ist das normal, Helmut? Ich meine, ist das bei allen Eltern in Deutschland so, wenn sie gerade ein Kind bekommen haben?«, fragte ich.

Ich wusste, dass er sich auch nicht besser auskannte als ich. Aber ich musste ihn fragen, nur um etwas zu sagen, um eine verbale Verbindung herzustellen und die nervliche Anspannung zu lösen. Meine Aufmerksamkeit war zu zwei älteren Kindern gewandert. Sie saßen an einem kleinen Holztisch in einer Spielzone in der Mitte des Wartezimmers und beschäftigten sich mit den wenigen Büchern und Spielsachen, die es hier gab. Die beiden waren ziemlich laut und in meinem angespannten Zustand wurde mir das alles zu viel. Außerdem störte es mich, dass ihre Eltern nichts unternahmen, damit die beiden etwas leiser waren.

Ich dachte genervt: *Warum sagen diese Leute ihren Kindern nicht mal, dass sie leise sein sollen? Sie sind doch groß genug, um zu wissen, wie man sich in der Öffentlichkeit benehmen sollte, auch wenn sie am Kinderspieltisch sitzen.*

Dann rief ich mich selbst zur Ruhe.

Komm runter! Beruhige dich. Beruhige. Dich. Du bist nur nervös, weil du nicht weißt, was los ist. Du verstehst es nicht, was auch immer es ist. Ganz sicher ist es einfach nur Routine. Eine Untersuchung, die jeder mit einem neugeborenen Baby machen muss. Die machen das bestimmt überall so, auf der ganzen Welt. Was weiß denn ich?! Es hilft nicht gerade, dass Helmut keine Ahnung hat, warum der Stationsarzt vom Weyertal-Krankenhaus uns hierhergeschickt hat – obwohl er das wissen sollte, es ist schließlich sein Land, verflixt noch mal!

In Gedanken versunken hatte ich gar nicht bemerkt, wie

Helmut sich auf seinem Stuhl gedreht hatte, sodass er bequem seinen Arm um mich legen konnte. Er drückte meine Schulter und sagte lächelnd: »Keine Ahnung, mein Schatz. Ich hatte noch nie ein Baby. Aber mach dir keine Sorgen. Ich bin sicher, dass alles okay ist. Wenn etwas nicht stimmen würde, hätte uns das schon jemand gesagt. Du warst schließlich zwölf Tage im Krankenhaus mit Marc und vor der Geburt hattest du alle möglichen Untersuchungen und alles war in Ordnung. Mach dir keine Sorgen!«

Ich nickte und versicherte mich, dass Helmut recht hatte, indem ich Marcs Finger und Zehen zählte. Alles da. Ich knuddelte ihn.

Er sieht gesund aus, dachte ich, absolut in Ordnung. Ich weiß rein gar nichts über Babys, aber Marc sieht gut aus. Helmut hat recht: Wenn etwas nicht stimmen würde, wüssten wir es schon längst.

Ich versuchte zu entspannen, doch Worte, die ich gehört hatte, hallten in meinem Kopf wider.

Wir haben einen Termin für Sie vereinbart in der Kinderkardiologie im Herzzentrum der Uniklinik. Es ist nur eine Untersuchung. Nur zur Kontrolle.

Dies hatte die diensthabende Schwester gesagt, kurz bevor wir das Krankenzimmer verließen, in dem ich mit Marc seit der Entbindung knapp zwei Wochen zuvor gelegen hatte. Zwölf Tage schienen übermäßig lang, aber 1984 war es im Weyertal normal, dass Frauen nach einem Kaiserschnitt so lange im Krankenhaus blieben. Die Schwester hatte Helmut den Brief gegeben, in dem unser Termin stand. Ich war an seine Seite geflogen, um mir das Blatt Papier genau anzusehen. Die Worte Kinder, Kardiologie und Universitätsklinik

hatte ich entschlüsseln können und den Namen meines Sohnes natürlich auch. »Kein Grund zur Sorge. Nur eine Untersuchung«, hatte Helmut die Worte der Krankenschwester wiederholt. Sie war bereits über die Blüte ihrer Jahre hinaus, weißhaarig, wirkte matronenhaft und fühlte sich wohl damit. Vielleicht hatte sie Enkelkinder. Jedenfalls war sie der großmütterliche Typ. Als die Worte Universitätsklinik und Kardiologie fielen, hatte sie meine Beunruhigung bemerkt und mir, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, gut zugesprochen. Nun spielte ich ihre Worte immer und immer wieder wie eine Schallplatte in meinem Kopf ab. »Es ist nur zur Kontrolle«, hatte sie gesagt und meinen Arm getätschelt. Mit ihren gütigen Augen und ihrer sanften Stimme hatte sie mich tatsächlich beruhigt.

Doch nun waren die Sorgen zurückgekehrt. Ich versuchte, mich mit Logik zu überzeugen. *Wir waren zwölf Tage in diesem Krankenhaus gewesen*, dachte ich. *Wenn etwas nicht stimmen würde, hätte uns schon längst jemand etwas gesagt.* Oder doch nicht? Mein Gynäkologe hatte mich regelmäßig untersucht. Ich hatte einen Ausdruck von der fötalen Herzfrequenz meines Babys bekommen, als ich im dritten Monat schwanger war. Alles war gut. Und dann der Schnappschuss von Marc, als er ein zwölf Wochen alter Embryo war: das Ultraschallbild, auf dem er an seinem Daumen nuckelt. Alles war genau so, wie es sein sollte.

Jetzt komm schon, du hast dir doch noch nie unnötig Sorgen gemacht. Nun fang nicht damit an. Du hast keinen Grund, überhaupt nur den Verdacht zu hegen, dass etwas nicht stimmen könnte.

Ich sah zu Helmut. Er küsste mich auf die Wange und um-

wickelte seinen kleinen Finger mit dem winzigen Händchen unseres Sohnes. Eine Weile saßen wir still nebeneinander, jeder in seinen eigenen Gedanken versunken. Ich schlug mein rechtes Bein über mein linkes. Es wollte nicht aufhören zu zucken.

Helmut war nicht der Typ fürs Stillsitzen und Nichtstun. Er vertiefte sich in eine Zeitschrift, während ich verstohlene Blicke in die Gesichter der anderen Eltern warf. Ich wollte nicht in ihre Intimsphäre eindringen. Aber ich konnte nicht anders, als sie anzusehen und mich zu fragen, welcher Schatten sich über das Licht in ihrem Leben gelegt hatte und weshalb sie hier gelandet waren. Ich sprach ein lautloses Gebet und hoffte, dass alle ihre Babys gesund würden. Und gleichzeitig wünschte ich mir das auch für unsers.

Alle sahen so trostlos aus – als hätte jemand das ganze Gewicht der Welt auf ihre Schultern geladen. Sah ich Resignation in ihren leeren Gesichtern? Wir saßen wahrscheinlich alle im selben Boot. Sie waren bestimmt auch zum ersten Mal in diesem Herzzentrum mit ihren Kindern und bestimmt wollten sie, wie wir auch, alles richtig machen. Warum gaben sie auf, bevor sie überhaupt wussten, gegen wen sie kämpften?

Auf der rechten Seite des Wartezimmers in der Nähe der Tür mit den großen schwarzen Blockbuchstaben saß ein türkisches Paar. Der Mann stand mehrmals auf und tigerte herum. Die Frau blieb sitzen. Sie hatte sich ihr Baby quer über ihren Schoß gelegt. Ihre rechte Hand ruhte auf dem Rücken des Kindes, während sie es mit der Kraft ihrer Beine hin und her wiegte. Sie waren neben mir die einzigen Ausländer im Zimmer.

Auf der gegenüberliegenden Seite saß wortlos ein junges Pärchen. Die Frau hielt ihr Baby im Arm. Er saß nach vorne gebeugt auf seinem Stuhl, den blonden Kopf gesenkt, die gefalteten Hände zwischen den Beinen.

Ein paar Stühle entfernt von mir saß eine Großmutter, die leise mit ihrer Tochter sprach und sich gelegentlich, gurrend und Grimassen schneidend, ihrem Enkelkind zuwandte, das von seiner Mutter hin und her gewiegt wurde. Die beiden Frauen ignorierten dabei das ältere Enkelkind, das am Spieltisch saß, völlig, obwohl dieses nicht zu überhören war. Die Anspannung war fast greifbar.

Marc schlief friedlich in meinen Armen. Außer der Tür, die zur Aufnahme führte, gab es zwei weitere Türen. Zur rechten befand sich die Eingangstür, zur linken war eine Tür, die gelegentlich auf und wieder zuschwang. Jedes Mal, wenn sie das tat, erzeugte sie einen Luftzug, der wie ein Schmatzen klang. Die Tür hatte ein trübes Milchglasfenster, und ich hätte zu gerne gewusst, was sich dahinter abspielte. Bei jedem Auf- und Zuschwingen wurde der merkwürdige Geruch im Wartezimmer stärker. Einige Male huschten Krankenschwestern und Ärzte hastig hindurch, mit Akten und Ordnern unterm Arm. Wenn sie zu mir herübersahen, kamen sie vielleicht ein bisschen aus dem Takt, aber nicht aus dem Tempo. Zumindest hätten sie uns zunicken oder ein Lächeln schenken oder irgendetwas tun können, um diese bedeutungsschwere Ernsthaftigkeit hier drin ein wenig zu erleichtern. Als die Tür wieder einmal schmatzte, rief eine Schwester unseren Namen. Ich hörte die Tür nicht wieder hinter uns schließen. Aber manchmal fallen Türen einfach lautlos zu.

Wir standen auf einem Gang. Entlang eines Teiles der

Wand reihten sich miteinander verbundene Stühle. Der seltsame Geruch schwängerte nun deutlich die Luft. Mehrere Zimmer führten rechts und links von diesem langen Gang ab. Wir wurden in ein Untersuchungszimmer auf der linken Seite gebeten. Das Zimmer war nicht besonders groß. Die Vorhänge waren zugezogen. Das Licht brannte. Wenigstens war es nicht dunkel.

Drei Stühle bildeten einen Rahmen um den Untersuchungstisch und das Ultraschallgerät. Ein Stuhl befand sich neben dem Ultraschallgerät auf der einen Seite des Tisches, die beiden anderen Stühle standen auf der anderen Seite.

Wir nahmen auf den beiden nebeneinander stehenden Stühlen Platz. Es war warm, fast stickig in diesem öden Zimmer. Kurz darauf klopfte es zweimal sachte an der Tür und sie öffnete sich. Helmut erhob sich, als der Arzt das Zimmer betrat.

»Guten Tag, Herr Professor. Ich bin Helmut Mayer.«

Helmut und der Professor schüttelten sich die Hände, dann wandte sich Helmut zu mir.

»Das ist meine Frau, und das ist unser Sohn, Marc.«

»Guten Tag«, grüßte der Professor, nickte und reichte mir mit einem Fast-Lächeln die Hand.

Da ich Marc nicht stören wollte, streckte ich meine Hand nur so weit unter meinem geliebten Bündel hervor, wie es mir möglich war. Der Professor kam zu mir rüber und griff das bisschen, was er von meinen ausgestreckten Fingerspitzen erreichen konnte. Sorgfältig studierte ich seine Erscheinung. Das Erste, was mir auffiel, waren seine Haare. Dick und glatt und kohlrabenschwarz. Seine Mähne mit natürlich fallendem Seitenscheitel war zu einem ansehnlichen Herrenschnitt

gebändigt worden, an Nacken und Ohren sauber getrimmt. Meerwasserblaue Augen in einem scharf geschnittenen Gesicht. Ernst und eben, ohne Lachfältchen. Er hatte feingliedrige Hände.

»Guten Tag«, grüßte ich mit einem Lächeln zu ihm empor. Er nickte wieder.

Ohne weitere Umstände setzte er sich uns gegenüber in Reichweite der diagnostischen Ausrüstung. Er öffnete die Akte, die er mit ins Zimmer gebracht hatte, und überflog kurz das erste Blatt. Dann wies er mich an, Marc auszuziehen. Allerdings richtete er sich dabei an Helmut, auf Deutsch. Dann sagte der Professor, ich solle Marc auf den Untersuchungstisch legen. Ich ließ sein Unterhemdchen an. Es hatte Druckknöpfe auf beiden Schultern, und ich dachte, es sei am besten, wenn ich das Hemdchen erst kurz vor der Untersuchung öffnen und sofort danach wieder schließen würde.

Der Untersuchungstisch lag unter einer frischen baumwollweißen Papieraufgabe verborgen. Ich platzierte eine unserer eigenen Decken darüber. Dann, als hielt ich ein äußerst rares, unbezahlbares Kunstobjekt in meinen Händen, bettete ich Marc vorsichtig auf die Decke und zog behutsam seinen Strampler bis zur Windel hinab, sodass seine Beinchen und Füßchen eingepackt blieben.

Schließlich war das hier ja nur eine Untersuchung, reine Kontrolle, und sicher würden wir eher früher als später wieder gehen können. Es war nicht nötig, ihn ganz auszuziehen und es ihm unbequem zu machen. Wie sehr hatte ich mich geirrt!